

## Hat Hiob eine Nachricht?

### Die Vernunft und die Unvernunft des Leidens

Fulbert Steffensky

»Pathos – Mathos« haben die Alten gesagt: Leiden ist Lernen! Wenn es so einfach wäre! Was macht das Leiden mit mir? Lerne ich an ihm? Unter welchen Umständen lerne ich, unter welchen Umständen ist es zerstörerisch? Was lerne ich vom Leiden, und von welchem Leiden lerne ich? Dazu einige eher meditative Aneinanderführungen.

### | Niederlagen

Ich bin krank und *liege*: Ich bin auf einer anderen Ebene, ich teile die Perspektive meiner Umwelt nicht mehr völlig. Ich schaue hoch, sie schauen auf mich herab. Ihr Blick mag ein Blick des Erbarmens sein. Aber ich bin ihnen nicht mehr ebenbürtig, wir teilen die Ebenen nicht mehr. Die Krankheit hat mich ausgesondert. Dass ich liege und dass sie stehen, ist nicht nur eine Äußerlichkeit. Es gibt keine Äußerlichkeiten, die nicht auch Inszenierung innerer Wichtigkeit wären. Ich liege, sie stehen. Das ist ein Teil meiner Einsamkeit als Kranker.

Die Gesunden sprechen mit mir, vielleicht sprechen sie noch mehr *über* mich. Ich bin mehr ein Beredeter als ein Redender. Je größer meine Krankheit, umso mehr bin ich ein Beredeter. Unter ihrer Beredung werde ich kleiner, als ich bin: Kind. Ich werde älter, als ich bin: Greis. Auf jeden Fall verliere ich, wenn die Krankheit länger dauert und wenn sie schwer ist, die Konstellationen meines Lebens. Zur Einsamkeit kommt die Angst. Die Geläufigkeiten des Lebens sind zerbrochen und stehen in Frage. Was wird morgen sein? Was wird mit alten Freundschaften?

Einsamkeit und Angst schmettern mich auf mich selber. Ich kann nicht mehr von mir absehen. Immer bin ich mir gegenwärtig. Die Angst meiner Tochter um ihr Examen nehme ich nicht so wichtig, wie ich sie vorher genommen habe. Politische Ereignisse empören oder erfreuen mich weniger. Meine Freude, Empörung, Angst geht auf mich selber. Ich bin ständig bei mir selber zu Gast. Ich kann mich nicht verlieren; ich kann mich nicht in ein Buch versenken, ich kann mich nicht in einen Gedanken verlieben. Ich klebe ständig an mir selber. Ich gerate in eine Wahnwelt. Der Wahn, eingeschlossen zu sein in sich selber. Alle Gefahren werden größer, als sie sind – oder kleiner. Alle Probleme werden größer, als sie sind – oder kleiner. Alles wird spukhaft in dieser Verlorenheit in sich selber. Numquam solus – die große Warnung

der Alten. Jetzt bin ich mit mir allein. Ich versteige mich in meinen Gedanken, ich wiederhole mich zwanghaft, ich steigere mich ins Nichts.

Es gibt den Wahn auf Zeit. Wenn jemand unglücklich verliebt ist, wenn einem Unrecht geschehen ist und man dem Hass nicht entkommt und eben wenn man krank ist, kann man in einen verrückten Egoismus verfallen: Ich selber bin das Einzige, was noch zählt.

Der Deutungszwang gehört zu dieser Wahnsituation: Der Arzt sagt etwas zu meiner Frau. Ich habe es nicht verstanden. Sollte ich es nicht verstehen? Mein Misstrauen wächst. Hat er ihr von der Verschlechterung meiner Krankheit erzählt? Warum sind plötzlich drei meiner Kinder auf einmal da? Zufall, oder hat man sie benachrichtigt? Jedem Vorgang, jedem Mienenspiel, jedem Wort schiebe ich eine zweite Bedeutung unter. Nichts ist mehr, was es ist, und nichts sagt mehr, was es sagt. Nichts ist mehr Zufall, alles ist Omen.

Ich habe es nicht gelernt, krank zu sein. Ich habe gelernt zu arbeiten. Ich habe gelernt, mich zu vergnügen. Ich habe gelernt, Bücher zu lesen. Wenn ich für kurze Zeit krank war, hatte ich einen verständnisvollen Arzt. Er half mir, die Krankheit, diesen lästigen Störenfried, loszuwerden. Die Krankheit war die Feindin und die Störerin. Man hatte Mittel gegen sie. Wenn diese nicht halfen, fuhr der Arzt schwerere Geschütze auf. Kann ich krank sein, wenn ich mich nur als Macher, als Gesunder, als Starker, als Sieger gerechtfertigt sehe. »Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird diese eure Stadt bestehen«, weissagt Cassandra in Christa Wolfs Roman den Eroberern Trojas. »Wenige können es«, fährt sie fort. Vielleicht aber, so hofft sie, kommt einmal eine Zeit, in der Menschen ihre Siege in Leben verwandeln können. Wer aber dies nicht kann, für den kann es keine glückenden Niederlagen geben. Niederlagen, Krankheit, Verwundung, Schmerz und schließlich der Tod sind für ihn nur die Orte dramatischer Sinnlosigkeit. Diese Orte der Verwundung haben keine Nachricht für die Macher.

Was machen wir mit der Krankheit, was machen wir mit den Orten, an denen wir mit unseren Machenschaften nichts mehr ausrichten? Wenn wir der Welt und uns selber gegenüber keine andere Geste haben als die siegerische, die macherische, die imperiale, dann kann es keine Schwäche geben, die eine Botschaft für uns hätte; dann sind Krankheit und Tod ohne Fingerzeig. Sie sind sinnlos, sie sind ohne Segen.

## | Die andere Stimme

Ich zitiere einige Zeilen aus dem »Loblied von den Geschöpfen« des Franz von Assisi:

»Sei gepriesen, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,  
vornehmlich mit unserer Schwester, der Sonne:

Sie wirkt den Tag und schenkt uns durch ihn das Leben.  
Schön ist sie und strahlend in großem Glanze  
und deines Wesens ein Gleichnis.

Sei gepriesen durch unsere Schwester, das Wasser:  
 Nützlich ist es, voll Demut, köstlich und keusch.  
 Sei gepriesen durch unseren Bruder, das Feuer (...)  
 Schön ist es, heiter, stark und gewaltig.  
 Sei gepriesen durch unsere Schwester, die Mutter Erde,  
 welche uns nährt und erhält  
 und Früchte gebiert und bunte Blumen und Kräuter.«  
 Und schließlich:  
 »Sei gepriesen, mein Herr, durch unseren Bruder,  
 den leiblichen Tod!«

Ich habe die Verse zitiert wegen des anderen Verhältnisses zu den Dingen. Die Sonne und das Wasser sind Schwestern; der Mond, die Winde und das Feuer sind Brüder. Die Erde ist Mutter. Sie sind, weil sie sind, nicht nur weil sie nützlich und ausbeutbar sind. Unser Lob bringt sie neu ans Tageslicht; es ist wie eine zweite Schöpfung. Das reine imperiale Verhältnis vernichtet ihren Namen; es vernichtet die Brüderlichkeit und die Schwesterlichkeit der Dinge. Wer das Wasser und die Erde, die Sonne und das Feuer nicht sehen kann, sie höchstens als die eigenen Sklaven wahrnehmen kann, der kann vermutlich die Krankheit und den Tod nur als Feinde betrachten. Er kann nicht lassen, er kann nicht zulassen.

Ich wende ein: Ist die Krankheit nicht schrecklich – der Krebs des neunjährigen Kindes; das Gebrechen, das mir mein Lebensspiel nimmt; und schließlich der Tod mit all seinen Schrecken, der uns verschlingt?

Könnte es sein, dass man widersprüchliche Lieder singen muss – einmal mit Hiob den Schrecken der Krankheit und des Todes beklagen und sagen: »Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin!« – und zugleich mit Franziskus: »Sei gepriesen, mein Herr, durch unseren Bruder, den leiblichen Tod!« Kann es diese andere Stimme geben, die lobt, die sagt: Let it be!; die buddhistische (wenn wir der christlichen schon misstrauen), die sagt: Es ist, wie es ist? Können Protest und Fügung, Rebellion und Bejahung, Aufruhr und Demut Geschwister sein? Was die Demut ohne Aufruhr anrichtet, haben wir gelernt. Ich glaube, es ist an der Zeit zu lernen, was Aufruhr ohne Demut anrichtet. Der Tod als Feind und Bruder – ist das denkbar?

## | Ganzheitszwänge

Ich bleibe beim Leiden von Behinderten und an Behinderten unter dem Gesichtspunkt der neu entstehenden Ganzheitszwänge. Gegen die Chaosängste der alten Zeit gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Geringen zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein

merkwürdiges neues Leiden, an dem vor allem die Sensibelsten leiden: das Leiden daran, nicht perfekt zu sein. Ich denke an das Gespräch mit einem sensiblen Ehemann und Vater, in dem er von ernsthaften Schwierigkeiten erzählt, die er in seinem Beruf hat. Er klagt sich selber an, in dieser Situation nicht aufmerksam seinen Kindern und seiner Frau gegenüber zu sein; er höre ihnen manchmal nicht richtig zu; er sei abwesend. Ein in solcher Situation erwartbares Verhalten macht ihm Kummer. Er ist nicht der, der er in seinen eigenen Augen sein soll: der Ganze, der Souveräne, der jederzeit Zugewandte. Aber was verlangt er von sich selber? Er stellt sich unter Ganzheitszwänge, die weder ihm noch seinen Kindern gut tun. Solche Väter, Lehrerinnen, Pfarrer trifft man immer mehr. Zu wirklicher Souveränität gehört, nicht in Panik zu geraten, wo man sich selber als Fragment erkennt. Diese Souveränität macht es möglich, das Fragmentarische, Unvollendete und Defiziente derer zu ertragen, mit denen wir umgehen.

Es gibt Leiden, das durch überhöhte Erwartungen entsteht, durch die Erwartung, dass die eigene Ehe vollkommen sei; dass der Partner einen vollkommenen erfülle; dass der Beruf einen völlig ausfülle; dass uns die Erziehung der Kinder vollkommen gelingt. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halber guter Vater, eine halbe gute Lehrerin, ein halber glücklicher Mensch, und das ist viel. Gegen den Totalitätsterror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegt nicht am Ende, im vollkommenen Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur in dem Sinn, dass wir sterben müssen. Die Endlichkeit liegt im Leben selber, im begrenzten Glück, im begrenzten Gelingen, in der begrenzten Ausgefülltheit. Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein. Souverän wäre es, die Güte des Lebens anzunehmen und zu genießen, die man jetzt schon haben kann, und die Halbheit nicht zu verachten, nur weil die Ganzheit noch nicht möglich ist. Souverän wäre es, den Durst nach dem ganzen Leben nicht zu verlieren. Wenn man in dieser Weise der Endlichkeit fähig wäre, dann würde beschädigtes Leben nicht so maßlos irritieren. Wer nur Ganzheiten erträgt, gerät in Panik, wenn er die Lebensverletzungen wahrnimmt; wenn Beschädigte in sein Schwimmbad wollen; wenn er Behinderte wahrnimmt, wo er sich doch endlich das Paradies versprochen hat: auf Mallorca, auf Capri oder auf Teneriffa. Der Ganzheitsterror kann bis zur Obszönität gehen, die den Eltern von behinderten Kindern ganz neue Schuldfragen stellt: »Warum habt ihr nicht abgetrieben? Das Down-Syndrom war doch erkennbar?!«

## | Das Recht der Kranken auf Krankheit

Gegen die Ganzheitszwänge muss man auch dieses sagen: Es gibt ein Recht der Kranken auf ihre Krankheit. Man kann Kranke auch überlasten, indem man mit den löblichsten Absichten ihre Krankheit verkleinert und für nicht so schlimm erklärt oder gar töricht erklärt, schließlich seien wir alle Kranke

und Behinderte. Man kann Kranke überlasten, indem man ihnen die Schutzräume nimmt, in denen sie in Gelassenheit krank sein können. Integration kann nicht heißen, einen Kranken als gesund anzusehen oder einen Behinderten als unbehindert und einem Kranken zuzumuten, was man einem Gesunden zumutet. Steckt nicht auch in denen, die mit den besten Absichten mit Behinderten umgehen, manchmal ein Macher- und ein Starkenideal? Es kann sich so ausdrücken: Der Kranke ist am besten dran, wenn er sich wie ein Gesunder benimmt! Könnte es nicht auch ein Stück geheimer Gewalt sein, dem Kranken seine Krankheit nicht zu lassen, sich als Gesunder mit seiner Krankheit nicht abfinden zu können? Ich sage dies übrigens auch als Vater einer epileptischen Tochter, die lange unter den Gesundheitserwartungen ihrer Familie, der Ärzte und der besten ihrer Betreuer gelitten hat. Man muss aufhören können zu siegen. Man muss aufhören können, die Krankheit und die Behinderung unter allen Umständen zu bezwingen. Es gibt Krankheiten und Beeinträchtigungen, die zu einem Menschen gehören. Es gibt aber keine Krankheit, die seine Würde als Mensch beeinträchtigt. Integrationszwänge sind aber nicht gerade die Hauptgefahr in unserer Gesellschaft. Beim Rückgang des gesellschaftlichen Reichtums ist die Hauptgefahr sicher, dass Krankheit und Behinderung hauptsächlich unter Gesichtspunkten ökonomischer Rationalität wahrgenommen werden. »Wenn das Überleben eines Menschen von wirtschaftlichen Kriterien abhängig gemacht wird, dann sind wir ethisch da, wo die Nazis aufgehört haben«, sagte vor einiger Zeit der Präsident der Hamburger Ärztekammer. Wenn die ökonomische Rationalität die einzige ist, dann wird es die Dialyse bei Nierenversagen nur noch bis 60 Jahre geben; dann wird ein neues Hüftgelenk höchstens dann bezahlt, wenn es voraussichtlich noch 20 Jahre seinen Dienst tut. Was geht in einer Gesellschaft vor, die anfängt, mit Computern die Lebensrentabilität von Menschen zu berechnen! Was geht in einer Gesellschaft vor, die bei ökonomischer Knappheit zuerst bei ihren schwächsten Gliedern spart!

## | Der »Markenwert« der Kirche

Dies wird auch zur Frage an unsere Kirchen. Ob sie Stolz und Stimme gewinnen und wieder bewohnbar werden, das liegt daran, wen sie im Auge haben und von wem her sie denken; an wen die Kirchen denken, wenn sie ihre Gebäude bauen, ihre Programme planen, ihre Predigten halten, ihre Theologie treiben, ihre Presbyterien besetzen. Denken die Kirchen an die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen? Haben sie den Blick Jesu geerbt, den Blick auf die Mühseligen, die Beladenen und die, die keine Lobby haben? Ich bin stolz darauf, zu einer Kirche zu gehören, die weniger aus Steinen gebaut ist als aus Geschichten von der Würde der Geringen und der Kleinen; aus Geschichten von der Heilung und der Bergung des Lebens. Und ich habe Angst um diese Kirche. Wessen Stimme wird sie sein? Wird sie mehr wollen als

sich selber? Was bedeutet es, wenn die Kirche sich von der Wirtschaft auf Trab bringen lässt und sich den Diktaten des Werbemanagements unterwirft? Was wird ihr »Markenwert« sein (wie es im März 1997 auf dem Hamburger Kongress »Unternehmen Kirche« hieß)? Die Kirche solle eine Kundenbefragung machen und sich an ihr orientieren, nur so könne sie ihr Markenprofil vereindeutigen. Man kann daran zweifeln, ob dieses aus der Kundenbefragung ermittelte Markenprofil ein besonderes Interesse an Behinderten einschließt. Vielleicht werden diese Interessen ja auch Sozialhysterie oder ökologisches Engagement auch Ökoalarmismus genannt, wie dort geschehen. Ob damit auch das gemeint ist, was in Matthäus 25 genannt wird: die Hungrigen, die Fremden, die Nackten, die Gefangenen. Ich hoffe, diese Kirche wird störrisch sein wie ein Esel. Und ich hoffe, sie wird ein Gedächtnis haben wie ein Elefant. Ich hoffe, sie wird sich an die Bergpredigt erinnern und an die Liebe Gottes zu den Armen, zu den Verletzten und Leidenden, zu den Sanftmütigen und zu den Hungernden. Der Gott des Judentums und des Christentums ist nicht ein allgemeiner Sinnstifter, der das Leben, das im Übrigen ganz gut gelungen ist, mit Sinn wattiert. Gott sieht das Leid der Verstoßenen, und er hört den Schrei der Armen. Wenn dieses Wissen nicht mehr der »Markenwert« der Kirche ist, dann soll sie untergehen. Wie gehen wir mit dem Leiden um? Am Ende ist es nun eine gesellschaftliche Frage geworden, nicht nur eine Frage an uns Einzelne. In einer sinnlosen Gesellschaft kann man nicht sinnvoll leiden. Eine Gesellschaft ist nicht zuerst dadurch sinnvoll, dass sie Geschichten und Traditionen kennt, die vom Sinn erzählen und in denen sich Sinn ausdrückt. Sinn hält sich also nicht dadurch, dass zur gesellschaftlichen Konstruktion auch noch die Erzählung vom Sinn hinzukommt. Die Mitglieder einer Gesellschaft erkennen ihr Gebilde zunächst dann als sinnvoll, wenn es sinnvoll *ist*, das heißt, wenn jeder hat, was er braucht; wenn keiner auf Kosten des anderen lebt; wenn die Starken nicht die Ziele einer Gesellschaft definieren. Am Leben selber merkt man zuerst, ob das Leben einsichtig ist, nicht an den Sätzen über das Leben.

### *Literatur*

- Der Bericht über das Leben des heiligen Franz von Assisi oder Der Spiegel der Vollkommenheit. Mit einem Nachwort von Romano Guardini, München 1981.
- MESTERS, CARLOS, Die Botschaft des leidenden Volkes, Neukirchen-Vluyn 1982.